

# KARL MAY



DER VERLORENE SOHN III  
Sklaven der Schande

Weltbild

# **Der Verlorene Sohn**

Sozialer Roman

von

**Karl May**

Band III

**Weltbild**

Diese Ausgabe erscheint unter Zugrundelegung der 1904/1905  
im Verlag H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz,  
herausgegebenen Buchfassung in modernisierter Rechtschreibung.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.sammler-editionen.de](http://www.sammler-editionen.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild Sammler-Editionen  
erschiedenen Print-Ausgabe  
Copyright © 2012 by Weltbild Sammler-Editionen  
in der Verlagsgruppe Weltbild GmbH,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Kolorierung der historischen Illustrationen:  
Sascha Wullemet, München  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München,  
unter Verwendung einer kolorierten Originalillustration  
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95569-984-0

# **Sklaven der Schande**


Roman  
von

**Karl May**

Band III des Romans  
»Der Verlorene Sohn«

**Weltbild**

# 1. Kapitel

 In einer kleinen, stillen Straße der Residenz, wohin das Geräusch der verkehrsreichen Stadtteile nicht zu dringen pflegte, gab es eine kleine Weinstube, die früher nicht sehr frequentiert war, seit einiger Zeit aber recht lebhaft besucht wurde.

Die Gäste waren meist junge Leute, Studenten, höhere Schüler, Kommis und andere. Das hatte seinen guten Grund, und dieser bestand in – einer neuen Kellnerin.

Das Mädchen, das seit einiger Zeit hier bediente, war noch jung, kaum sechzehn Jahre alt, dabei aber ziemlich entwickelt und von einer eigenartigen Lieblichkeit, durch welche die Gäste angezogen wurden, ohne aber eine Zudringlichkeit zu wagen. Es lag ein Hauch von Unschuld und Kindlichkeit über dem rosigen Gesichtchen ausgebreitet, den jeder respektieren musste, der überhaupt Anstand besaß.

Das Lokal bestand aus zwei Stuben. In der hinteren saß bereits am frühen Morgen der fromme Herr August Seidelmann, Vorsteher des Vereins der Brüder und Schwestern der Seligkeit. Er verkehrte nicht selten hier. Er war mit dem Wirt und der Wirtin bekannt und auch vorhin von der Letzteren mit dem Bemerkten, dass die Kellnerin jetzt nicht anwesend sei, bedient worden.

Nach einiger Zeit trat dieselbe in die vordere Stube. Sie wusste nicht, dass sich in der anderen jemand befinde, und setzte sich, eine Häkelarbeit vornehmend, an ihren Platz.

Es dauerte nicht lange, so kam ein Gast, ein Mann von vertrauenerweckendem, ja, beinahe ehrwürdigem Aussehen, der herablassend freundlich grüßte und sich einen Schoppen bestellte.

Die Kellnerin bediente ihn und kehrte dann an ihren Platz zurück. Sie vertiefte sich so in ihre Arbeit, dass sie gar nicht bemerkte, mit welchem Ausdruck die Augen des Gastes auf sie gerichtet waren.

Er hatte nämlich gar nicht mehr das ehrwürdige Aussehen von vorhin. Sein Mund hatte sich wie zum Kuss gespitzt. Seine Augen leuchteten und ruhten mit einem Blick auf dem Mädchen, der lüstern genannt werden musste. Es war ganz so, als wenn ein Gourmet eine Delikatesse betrachtet und bei sich denkt:

»Das möchtest du wohl essen; aber, hm, wie wird es denn mit dem Preis stehen?«

Das Schweigen schien dem Mann nach und nach unbequem zu werden. Er räusperte sich, und dabei nahm sein Gesicht wieder den vorherigen, vertrauenerweckenden Ausdruck an.

»Kennen Sie mich noch, Fräulein?«

Die plötzliche Anrede brachte eine leichte Röte auf ihren Wangen hervor; sie antwortete:

»Sie waren gestern Abend hier?« – »Ja, und ich komme gleich heute früh wieder, weil Ihr Wein wirklich exquisit ist.« – »Das sollte der Herr hören!« – »Warum?«

Sie warf ihm einen fragenden Blick zu, als ob sie sich wundere, dass er so etwas

Selbstverständliches nicht begreife, und antwortete:

»Weil er sich darüber freuen würde.« – »Ach so! Und Sie? Freuen Sie sich nicht auch?« – »Es ist mir lieb, wenn der Herr mit der Einnahme zufrieden ist.« – »Und wenn Sie dabei auch etwas verdienen.«

Wieder blickte sie ihn fragend an. Er erklärte:

»Ich meine an Trinkgeldern. Besinnen Sie sich, dass ich Ihnen gestern einen Taler gab?« – »Es war zu viel«, antwortete sie, indem sie verlegen auf ihre Arbeit niederblickte. – »Zu viel? Oh, nein. Es war gerade genug für ein so allerliebstes, hübsches – Getränk, wie dieser Weißwein ist.«

Er hatte das, was er eigentlich hatte sagen wollen, noch rechtzeitig unterdrückt und beobachtete nun den Eindruck seiner Worte.

Die Kellnerin schien gar nicht zu ahnen, dass er »Mädchen« anstatt »Getränk« hatte sagen wollen. Sie arbeitete weiter, und es hatte ganz den Anschein, als ob sie das Gespräch für beendet halte. Er aber fuhr fort:

»Ich bedaure darum sehr, dass ich nicht wiederkommen kann.« – »Warum können Sie das nicht?« – »Weil ich nicht aus dieser Stadt bin. Das ist wohl auch der Grund, dass Sie mein Trinkgeld für zu hoch halten. Da, wo ich wohne, ist man nicht knauserig. Wer etwas Gutes genießt, bezahlt es auch gern anständig.«

Sie antwortete nicht. Wieder verging eine Weile. Er suchte nach einem neuen Anknüpfungspunkt. Er gewahrte das Pianino an der Wand und fragte:

»Für wen ist dieses Instrument?« – »Für die Gäste.« – »Nicht auch für Sie, Fräulein?« – »Nein. Ich habe nicht spielen gelernt.« – »Das ist schade! Klavierspielen gehört zur Bildung. Jede Dame muss es können.« – »Meine Eltern sind zu arm dazu.« – »So, so! Darf ich fragen, was Ihr Vater ist?« – »Er ist Holzschnitzer, droben im Gebirge. Leider aber kann er das Geschäft nicht mehr betreiben. Er ist in die Kreissäge gekommen und hat dabei drei Finger der rechten Hand verloren.« – »Oh, weh! Das ist schlimm! Da bedaure ich ihn von Herzen. Nun wird Ihre arme Mutter doppelt arbeiten müssen!«

Es kam ihr feucht über die Augen, als sie antwortete:

»Ich habe keine Mutter mehr. Sie starb vor dreiviertel Jahren am Fieber.« – »An welchem Fieber?« – »Die Ärzte nannten es Hungertyphus.« – »Hungertyphus? Haben Sie denn Hunger gelitten?« – »Hunger eigentlich nicht, denn es gab stets etwas zu essen, wenn man auch nicht so recht satt wurde. Aber es wurde gesagt, dass diese Nahrung nicht zureichend ist; man verhungere, trotzdem man esse.« – »Das begreife ich nicht! Haben Sie Geschwister?« – »Noch drei Schwestern.« – »Welche älter sind als Sie?« – »Nein. Ich bin die Älteste.« – »Aber da werden Sie ja zu Hause gebraucht!« – »Eigentlich ja. Aber, ich musste dennoch fort, um Geld zu verdienen. Die nächste Schwester ist vierzehn Jahre alt; sie kommt zu Ostern aus der Schule und muss an meiner Stelle die Wirtschaft versorgen.« – »Und was macht Ihr Vater? Womit ernährt er sich?« – »Er handelt mit Obst. Das bringt er trotz seiner invaliden Hand fertig.« – »Reich wird er dabei wohl nicht werden!« – »Oh, nein. Aber der liebe Gott hilft doch immer.« – »Und Sie mit. Natürlich müssen Sie Ihren Lohn hergeben?«

Sie nickte. Ein lautes »Ja« zu sagen, das fiel ihr denn doch schwer. Sie hatte den Vater und die Geschwister von Herzen lieb. Was sie tat, das tat sie gern. Arm zu sein, ist keine Schande, aber so offen darüber zu sprechen, das widerstrebte ihr doch.

Wieder kam eine Pause. Dann begann er von Neuem:

»Wie heißt Ihr Vater?« – »Weber.« – »Und Sie?« – »Ich werde Magda genannt.« – »Das ist doch wohl die Abkürzung von Magdalena?« – »Ja.«

Da glitt ein eigentümlicher, faunischer Zug über sein Gesicht. Er richtete das Auge scharf auf sie und fragte:

»Wissen Sie, was man unter einer Magdalena versteht?« – »Nein«, antwortete sie, indem sie ihm dabei groß und offen ins Gesicht sah. – »Nun, haben Sie nicht von Maria Magdalena gehört?« – »Oh, doch! Ich las von ihr in der Bibel.« – »So wissen Sie also, wer sie war?« – »Eine Freundin und Anhängerin des Heilands.« – »Und von der büßenden Magdalena, die gemalt worden ist, haben Sie auch gehört?« – »Nein.«

Sie antwortete offen und ohne Zaudern. Er erkannte, was er wissen wollte. Sie war ein sittlich reines, unverdorbenes Mädchen. Da wurde der Gedanke, der ihm gestern gekommen war, zum Entschluss. Die Magda war eine wunderliebliche Knospe, welche versprach, sich zur Rose von vollendeter Schönheit zu entfalten.

»Haben Sie bereits an anderen Orten gedient?«, setzte er das Gespräch fort. – »Hier ist meine erste Stelle«, erwiderte sie. – »Wie viel Lohn erhalten Sie?« – »Sechs Mark monatlich.« – »Oh, weh! Das ist sehr, sehr wenig! Wie wollen Sie da Ihren armen Vater unterstützen, zumal Sie von den Gästen keine großen Trinkgelder zu bekommen scheinen?« – »Es wird mir allerdings nicht leicht. Ich muss den ganzen Lohn dem Vater gehen und brauche doch auch Geld für Wäsche und Verschiedenes. Vielleicht bekomme ich bald eine andere, bessere Stelle! Übrigens will auch die Madame ein anderes Mädchen haben.« – »Ist sie denn nicht mit Ihnen zufrieden?« – »Das wohl, aber –«

Sie stockte und errötete.

»Nun, fahren Sie doch fort!« – »Sie zankt sich zuweilen mit dem Herrn.« – »Wohl Ihretwegen?« – »Ja.« – »Hm! Das ist unangenehm. Haben Sie denn bereits eine andere Stelle?« – »Noch nicht, obgleich ich zu jeder Zeit abziehen könnte.« – »Das ist doch nicht gebräuchlich!« – »Ja. Aber ich dürfte sogleich gehen, wenn ich auf den letzten Monatslohn verzichten wollte.« – »So tun Sie das doch, wenn Sie eine bessere Stelle bekommen können!« – »Sehr gern, aber ich finde eben keine bessere. Ich bin den Leuten zu jung, ich soll erst noch lernen. Man bietet mir nirgends mehr als sechs Mark.« – »Ja, ja, so ist es hier in der Residenz! Bei uns bezahlt man zehnmal besser. Bei uns würde man Ihnen viel mehr bieten.«

Da hob sie rasch das hübsche Köpfchen und fragte:

»Wo ist das?« – »In Rollenburg.« – »Wo sich die Irrenanstalt befindet?« – »Ja. Dort wissen die Leute zu leben. Dort nutzt man das Gesinde nicht so aus wie hier. Ein Mädchen, das seine Arbeit macht, hat jeden Sonntag frei, bekommt einen hohen Lohn und ein sehr nobles Weihnachtsgeschenk.« – »Welchen Lohn erhält man dort?« – »Hm! Das kommt auf die Stelle an, die man bekleidet, ob man als Dienst-, Zimmermädchen,

Verkäuferin oder Kellnerin geht. Was würden Sie vorziehen?« – »Kellnerin möchte ich nicht gern wieder werden. Die Gäste sind oft so zudringlich.« – »Ja freilich, da haben Sie recht. Eine Stelle bei Damen würde Ihnen also lieber sein?« – »Ganz gewiss. Ich wäre glücklich, wenn ich eine solche erhalten könnte!« – »Ah, das träfe sich wunderbar; aber Sie wollen leider hier in der Residenz bleiben?« – »Oh, nein! Der Ort ist mir ganz gleichgültig; wenn ich nur so viel verdiene, dass ich meinem Vater zuweilen eine Erleichterung schaffen kann.« – »Dann ist es gerade, als ob das Schicksal mich hierher geführt hätte. Ich weiß nämlich eine gute, sehr gute Stelle.« – »In Rollenburg?« – »Ja. Bei einer Verwandten von mir. Wissen Sie, sie ist Malerin, eine sehr berühmte Künstlerin und hat eine Anzahl junger Damen in Pension, die auch Malerinnen werden sollen. Für diese braucht sie ein Stubenmädchen. Ein Dienstmädchen und Hausmädchen hat sie bereits. Das Stubenmädchen soll nur die feineren und leichteren Arbeiten besorgen. Der Lohn ist sehr hoch, und dass die Pensionärinnen gute Trinkgelder geben, können Sie sich denken!«

Das unerfahrene Mädchen stand von seinem Platz auf. Die Augen leuchteten ihm vor Freude, und die Wangen erglühten wie Schnee, auf den der Strahl der Morgensonne fällt. Der Gast fühlte sich dem Ziel nahe und fragte darum:

»Würde Ihnen diese Stelle recht sein?« – »Wie ist der Lohn?« – »Fünfzehn Mark monatlich.« – »Fünf– mein Gott! Fünfzehn Mark?« – »Ja, ohne die Trinkgelder und Geschenke.« – »Oh, könnte ich die Stelle bekommen! Welch ein Glück wäre das. Wie könnte ich da den Vater unterstützen!« – »Nun, ich will Ihnen sagen, dass meine Verwandte mich gebeten hat, mich hier nach einer passenden Person umzusehen; ich könnte dieselbe gleich mitbringen.« – »Dann bitte, bitte, nehmen Sie keine andere!«

Sie hielt ihm flehend die Händchen entgegen. Er ergriff und drückte die zarten Finger und antwortete dann im Ton väterlichen Wohlwollens.

»Nun, Sie sind zwar jung –« – »Ich werde mir alle mögliche Mühe geben«, versicherte sie eifrig. – »Schön. Man verlangt besonders zweierlei. Erstens soll die Betreffende gutwillig sein.« – »Oh, was das betrifft, so will ich gern alles tun, was man von mir verlangt!«





»Oh, könnte ich die Stelle bekommen! Welch ein Glück!«

Er verbiss sich mit Mühe ein Lachen und sagte weiter:

»Das erwarte ich natürlich von Ihnen. Zweitens aber soll sie auch hübsch sein!«

Sie errötete bis in den Nacken hinab.

»Hübsch?«, fragte sie. »Warum das?« – »Bedenken Sie doch, es handelt sich um lauter

Malerinnen und Künstlerinnen! Solche Damen können hässliche Gesichter nicht leiden, und außerdem ist es für eine Herrschaft immerhin empfehlend, wohlgebildete

Dienerschaft zu haben.«

Das Mädchen war sichtlich verlegen.

»Dann – dann werde ich wohl verzichten müssen!«, sagte sie. – »Warum?«

Der Fremde spielte wirklich grausam mit dem unschuldigen Kind. Er war ein wirklicher Mephistopheles.

»Ich denke, dass ich diesen Ansprüchen nicht genügen kann.« – »Da irren Sie sich! Sie brauchen nicht bange zu sein, denn ich bin überzeugt, dass Sie der Dame gefallen

werden. Freilich möchte ich, ehe ich Sie engagiere, sichergehen. Sind Ihre Papiere in

Ordnung?« – »Ja.« – »Sie können also augenblicklich fort?« – »Ja. Die Madame sagt es.«

– »Aber der Herr?« – »Der ist heute verreist.« – »Es muss doch eine Kellnerin hier sein!«

– »Die Frau nimmt einstweilen ihre Schwester her.« – »Gut! Sie sind also mit dem Lohn

zufrieden, den ich Ihnen vorhin geboten habe?« – »Vollständig.« – »Und mit fünf Mark

Draufgeld, die ich Ihnen jetzt gleich auszahle?« – »Herr, das ist doch zu viel!« – »Es ist

allerdings ungewöhnlich viel; aber ich hoffe, dass Sie mir erkenntlich sein werden!« –

»Ganz gern!« – »Schön! So werden Sie mir auch eine Bitte erfüllen.« – »Ja, wenn ich

kann.« – »Sie können. Verschweigen Sie Ihrer jetzigen Herrschaft, wohin Sie gehen! Ich

habe einen Grund zu meiner Bitte, den ich Ihnen erst später sagen kann.« – »Gut. Ich will

es tun.« – »Ich fahre mit dem Zug Nachmittag fünf Uhr. Wollen Sie zu dieser Zeit auf dem

Bahnhof sein?« – »Ja.« – »Natürlich mit Ihren Sachen!« – »Ich habe nicht viel, denn ich

bin arm. Eine kleine Lade, das ist alles, was ich mitbringen werde.« – »Sie werden sich in

Rollenburg sehr bald gute Wäsche und schöne Kleider kaufen können.« – »Wie heißt die

Dame, zu der ich komme?« – »Fräulein Melitta. Sie ist nämlich unverheiratet.«

»Und darf ich auch Ihren Namen erfahren.« – »Ich heiße Uhland und bin Rentier.

Wissen Sie vielleicht, was das ist?« – »Ja. Ein Herr, der von den Zinsen seiner Kapitalien

lebt.« – »Richtig. Fräulein Melitta ist ebenso reich wie ich. Sie werden es dort sehr gut

haben! Hier sind die versprochenen fünf Mark Draufgeld!«

Das Mädchen nahm das Geld dankend und steckte es ein. Da gab er ihr noch eine Mark, indem er sagte:

»Und das ist für den Wein.« – »Es ist zu viel, Herr Uhland.« – »Schon gut! Sie haben

das Draufgeld bekommen; die Sache ist abgemacht; ich rechne ganz bestimmt darauf,

dass Sie zur rechten Zeit zum Zug eintreffen!« – »Oh, ich werde bereits viel eher auf dem

Bahnhof sein!« – »Schön! Also auf Wiedersehen, liebes Kind!« – »Adieu, Herr Uhland!«

Er gab ihr die Hand und ging. Magda fühlte sich außerordentlich glücklich. Sie eilte

sogleich zu ihrer Herrin. Diese war eifersüchtig auf das Mädchen und hatte gar nichts

gegen dessen sofortigen Abzug.

## 2. Kapitel

Der fromme Schuster hatte jedes Wort der Unterredung gehört. Als der Fremde das Lokal verließ, trank auch er seinen Wein schnell aus und folgte jenem. Er wurde dabei von Magda gar nicht bemerkt, da diese ja gleich zu ihrer Herrin gegangen war.

Der sogenannte Rentier Uhland spazierte gemächlich durch mehrere Straßen und trat dann in ein kleines Café.

»Ich habe ein brillantes Geschäft gemacht«, dachte er, »und kann mir eine Güte tun. Wenn nur die Kleine auch Wort hält!«

Er hatte sich kaum niedergesetzt, da trat Seidelmann ein und schritt auf denselben Tisch zu.

»Mit Erlaubnis?«, fragte der Fromme.

Uhland warf einen bezeichnenden Blick auf die nahestehenden leeren Tische, nickte aber doch.

Beide wurden bedient. Seidelmann lehnte sich bequem im Stuhl zurecht und begann:

»Sie scheinen meine Anwesenheit ungern zu sehen?« – »Es gibt mehr Tische hier.« – »Ich habe es aber nur auf diesen abgesehen.« – »Warum? Ist es Ihr Stammtisch?« – »Nein. Ich beabsichtige aber hier einen Uhland zu treffen.« – »Uhland?« – »Ja, einen Rentier Uhland aus Rollenburg.« – »Mein Herr!«

Uhland schien verlegen geworden zu sein. Seidelmann aber fuhr unbeirrt fort:

»Der eine Verwandte besitzt, die Malerin ist.« – »Uhland heiße ich. Was wollen Sie von mir?« – »Sind Sie wirklich aus Rollenburg?« – »Ja.« – »Aber Rentier sind Sie nicht!« – »Habe ich Ihnen denn gesagt, dass ich es sei?« – »Nein, aber anderen machen Sie es weis!« – »Wem denn?« – »Einer gewissen Magdalena Weber.«

Der Fremde verfärbte sich. Er musterte den Schuster genauer, konnte ihn aber unmöglich für einen verkleideten Polizisten halten; daher fragte er ziemlich barsch:

»Herr, was gehen Sie meine Angelegenheiten an? Lassen Sie mich ungeschoren!« – »Wenn Sie die betreffende Magda ungeschoren lassen!« – »Ich begreife nicht, von welcher Magda Sie sprechen!« – »Von der, die Sie als Zimmermädchen in das Haus der berühmten Malerin Melitta bringen wollen!« – »Ich weiß von nichts!« – »Bah! Ich habe während Ihrer Unterhaltung mit der Kellnerin im hinteren Zimmer gesessen und alles mit angehört.« – »Es war ein Scherz!« – »Unsinn! Aus Spaß gibt man nicht fünf Mark Draufgeld!« – »Warum nicht? Das Mädchen gefällt mir.«

Da ließ der Schuster ein heiseres Kichern hören und sagte:

»Ich glaube gar, Sie halten mich für einen Polizisten!« – »Fällt mir gar nicht ein!« – »Warum leugnen Sie da?« – »Lässt man nur Polizisten nicht in seine Angelegenheiten sehen?« – »Sie haben recht, und meine scheinbare Zudringlichkeit muss Ihnen auffällig erscheinen, aber ich habe wirklich ganz gute Absichten.« – »Die jedoch mir ganz gleichgültig sind.« – »Daran zweifle ich. Ich bin gekommen, Ihnen ein sehr gutes Geschäft vorzuschlagen.« – »Was für eins?« – »Genau so eins, wie Sie soeben abgeschlossen

haben.« – »Herr, woher wollen Sie wissen, was für Geschäfte ich mache! Lassen Sie mich in Ruhe!« – »Ihre Geschäfte sind allerdings mit gewissen Gefahren verbunden; darum spricht man nicht gern von ihnen. Aber ich hatte in letzter Zeit einige Male in Rollenburg zu tun und machte mir da das Vergnügen, Fräulein Melitta aufzusuchen –« – »Ah, Sie waren dort?« – »Ja. Warum nicht? Es bedarf das gar keiner Anmeldung oder Einführung. Wer eintritt, der ist auch willkommen.« – »Warum erzählen Sie mir das?« – »Weil Fräulein Melitta Ihren Namen nannte.« – »Was! Sie sprach von mir?« – »Ja, sie sprach von Ihnen, allerdings nicht als von einem Rentier, der von seinen Zinsen lebt, sondern als von ihrem Agenten, dessen Geschmack und Talent sie die allerbesten Akquisitionen zu verdanken hat.« – »Sehr verbunden, verfängt aber bei mir nicht!« – »Wollen sehen! Heute nun belauschte ich Sie mit der kleinen Magda.« – »Hole Sie der Teufel!« – »Er mag noch ein paar Jährchen warten! Ich habe gesehen, dass Sie ein zuverlässiger Geschäftsmann sind, und darüber freue ich mich so sehr, dass ich Ihnen noch einen zweiten Gegenstand zuweisen will.« – »Wer sind Sie?« – »Das tut vorläufig nichts zur Sache. Hören Sie! Einem Herrn wurde eine gewisse Marie Bertram unbequem. Er tat sie zu einer Dame, bei der sie die Vorschule der Liebenswürdigkeit absolvieren sollte. Das fruchtete jedoch nicht viel, denn diese Marie spielte die Vestalin.« – »Wie dumm! Ist sie so geblieben?« – »Das lässt sich weder bejahen noch verneinen. Sie konnte natürlich nicht immer beobachtet werden. Jetzt ist sie noch unbequemer geworden als vorher, und man will sie los sein.« – »Wie alt ist sie?« – »Achtzehn.« – »Welche Figur?« – »Voll, doch nicht zu sehr. Sie ist die Rose, während Ihre Magda die Knospe ist.« – »Was verlangen Sie?« – »Keinen Kreuzer.« – »Sapperment!« – »Nicht wahr, Sie wundern sich?« – »Es muss einen Haken haben., – »Allerdings. Sie ist nämlich ein wenig tiefsinnig.« – »Das tut nichts. Man bringt sie in lustige Gesellschaft, da hält der Tiefsinn nicht lange an. Wo ist sie zu treffen?« – »In der Ufergasse, bei der würdigen Madame Groh, Rentiere, ganz so, wie Sie Rentier sind.« – »Ich kenne sie, kenne sie! Eine Etage tiefer hat Madame Pauli ihre Damenpension.« – »Ja.« – »Wer hat in diesem Fall die Entscheidung?« – »Ich.« – »Sind Sie denn mit dem Mädchen verwandt?« – »Nein. Ich bin aber sein Vormund.« – »Sapperment! Sie wagen viel!« – »Gar nichts. Ich kenne Sie doch nicht. Sie sagen, dass Sie ein ehrlicher Mann sind, und ich vermiete Ihnen meine Mündel. Was riskiere ich dabei?« – »Sehr viel freilich nicht. Also im Ernst, was wäre zu bezahlen, Herr Vormund?« – »Gar nichts, wie ich bereits gesagt habe.« – »Dann wäre ich ja der größte Esel des Erdbodens, wenn ich mir das Mädchen nicht einmal ansehen wollte. Gehen Sie mit?« – »Ja. Doch trinken wir vorher in Gemächlichkeit aus!« Nach kurzer Zeit machten sie sich nach der Ufergasse auf den Weg. In dem betreffenden Haus klingelte Seidelmann zwei Treppen hoch. Ein Dienstmädchen öffnete, erkannte den Schuster und ließ die beiden in den Salon treten. Dort saß Madame Groh am Fenster und las in einem Buch mit Goldschnitt, das fromme Kommunionbetrachtungen enthielt. Sie legte es weg und erhob sich.

»Störe ich dich etwa, liebe Adelheid?«, fragte Seidelmann. – »Du mich? Niemals.

Soeben las ich eine geistreiche Anspielung auf die Hussiten mit ihrer Ziskatrommel. Bei Gelegenheit musst du die Stelle sehen!« – »Zeichne sie an! Jetzt aber gestatte, dass ich

dir den Herrn Rentier Uhland aus Rollenburg vorstelle!« – »Sehr angenehm!« – »Sie müssen nämlich wissen, dass ich der Vorsteher der Brüder der Seligkeit bin, während Madame die Vorsteherin der Schwestern dieses heiligen Bundes ist.« – »Ah, wirklich? Dann kenne ich Sie bereits. Ihr Name ist Seidelmann?« – »Ja.« – »Nun, so ist es gut, dass ich Vertrauen zu Ihnen gefasst habe, denn ich weiß, dass ich zu keinem Verräter gekommen bin.« – »Welch ein hässliches Wort! Ich bin kein Judas Ischarioth; ich arbeite und pflanze auf dem Acker der Frömmigkeit, und niemand kann mich einer Untreue zeihen. Freilich geht nicht jeder Same auf; es gibt auch taube Körner oder harte, die nicht erweichen wollen: Ein solches hartes Korn möchte ich Ihnen anvertrauen, Herr Uhland.« – »Ich hoffe, dass ich es zum Keimen bringe.« – »Welches harte Korn meint ihr denn, lieber August?«, fragte die Vorsteherin der Seligkeit. – »Marie Bertram.« – »Ach ja! Sie hat uns bereits sehr viele und sehr schwere Sorgen gemacht.« – »Darum müssen wir sie auch in ein anderes Land verpflanzen.« – »Wohin?« – »Nach Rollenburg zu Fräulein Melitta.« – »Ich habe von ihr gehört. Bei ihr wäre der allerbeste Platz für dieses missratene Gewächs.« – »Wo ist die Marie?« – »Unten bei Madame Pauli.« – »Bitte, lass sie rufen!«

Das Dienstmädchen wurde geschickt, und nach kurzer Zeit trat Marie ein. Sie hatte sich sehr vorteilhaft entwickelt. Das Nichtstun hatte in Verbindung mit dem reichlichen Essen ihre Formen gerundet. Sie war jetzt wirklich eine Rose, aber eine, in der der Wurm saß. Ihr Auge war verschleiert, ihr Blick starr, und um den zusammengekniffenen Mund lag es wie ein todesmutiger Trotz.

»Tritt näher!«, gebot die Groh in strengem Ton.

Marie gehorchte. Ihre Bewegungen waren fast maschinenmäßig.

»Sieh dir diesen Herrn an!«

Das Mädchen erhob das Auge und richtete es mit halb irrem Ausdruck auf Uhland.

»Du sollst eine Anstellung bei ihm haben. Willst du mit ihm gehen?« – »Ja«, klang die Antwort.

Aber dieses Wörtchen machte nicht den Eindruck einer selbstbewussten Zustimmung, sondern es klang wie der Laut, den ein Automat von sich gibt.

»So kannst du einstweilen wieder gehen!«

Marie drehte sich mechanisch um und ging hinaus.

»Nun, wie gefällt sie Ihnen?«, fragte der Schuster. – »Eine schöne Statue ohne Leben.« – »So ist es, ganz genau so. Ist da kein Leben hineinzubringen?« – »Vielleicht. War sie stets so?« – »Nein. Sie soll einmal erschrocken sein oder plötzlich einen großen Kummer erfahren haben.« – »So ist sie leicht zu heilen. Sie muss einem begegnen, den sie liebhaben kann, und für so einen werde ich sorgen.« – »Sie nehmen sie also?« – »Ja, vorausgesetzt, dass ich nichts zu bezahlen habe.« – »Gar nichts. Ich halte mein Wort.« – »Wie aber bekomme ich sie nach dem Bahnhof?«

Seidelmann sann einige Augenblicke nach und sagte dann:

»Das Klügste ist, ich bringe sie Ihnen, aber nicht nach dem Bahnhof, sondern nach der nächsten Haltestelle.« – »Warum?« – »Man soll weder mich noch Sie hier mit ihr sehen.« – »Schlau! Aber Sie müssen zur rechten Zeit eintreffen. Ich kann nicht aussteigen und auf

Sie warten.« – »Keine Sorge! Ich stelle mich pünktlich ein und löse das Billett. Gehen Sie zum Kupee heraus, damit ich Sie schnell finde.«

# 3. Kapitel

Am Nachmittag fuhr eine Droschke am Bahnhof vor. Ein junger Mann, der eine Brille trug, stieg aus, bezahlte den Kutscher und schritt den Perron entlang dem Wartezimmer zu. Er hatte nichts bei sich als eine kleine Reisetasche.

Er trat in das Wartezimmer zweiter Klasse. Es war noch leer. Nur ein junges Mädchen saß da. Neben ihrem Stuhl stand ein kleiner Holzkoffer. Sie ging sehr einfach gekleidet, sodass man vermuten konnte, dass sie in das Wartezimmer dritter Klasse hatte gehen wollen und nur aus Versehen hier war.

Der junge Mann setzte sich und ließ sich ein Glas Bier geben. Während des Trinkens fiel sein Blick schärfer auf das Mädchen und kehrte immer und immer wieder zu ihr zurück.

Sie war eine aufknospende Schönheit, eine vielversprechende Blüte. Aber nicht das allein zog sein Auge an, sondern in ihren weichen, sanften Zügen fand er ein Etwas, was ihm bekannt und vertraut vorkam. Und, sonderbar, auch sie blickte wiederholt zu ihm herüber, und wenn sich ihre Blicke dabei begegneten, senkten sich ihre Lider, aber nicht aus Schrecken, sondern aus Freude.

Endlich stand der junge Mann auf, schritt rasch und entschlossen auf sie zu, verbeugte sich leicht und sagte:

»Entschuldigung, mein Fräulein! Haben wir uns nicht bereits einmal gesehen?«

Sie errötete sehr, hob aber ihr schönes Auge frei zu ihm empor und antwortete:

»Sehr oft, Herr Doktor.« – »Wie? Sie kennen mich?« – »Ja. Sie aber werden mich vergessen haben.« – »Wo sahen wir uns denn?« – »In der Heimat, in Langenstadt.« – »Ah, Sie sind auch von da oben her? Ich bin allerdings fast fünf Jahre nicht daheim gewesen. Aber, hm! Ihr Gesicht spricht mich so freundlich und so traulich an, und doch weiß ich nicht, welchen Namen ich Ihnen geben soll.« – »Denken Sie an die Kirschen!« – »An welche Kirschen?« – »An die Kirschen, Stachelbeeren, Birnen und Äpfel, die Sie heimlich durch den Zaun steckten, damit jemand sie finden könnte.«

Er schien nachzudenken.

»Wer war dieser Jemand?« – »Ein kleines, armes Mädchen, das niemals einen Pfennig besaß, sich solche Früchte zu kaufen. Sie waren damals noch Gymnasiast; dann gingen Sie auf die Universität, wurden Arzt und machten Reisen. Das kleine Mädchen ist inzwischen auch ein wenig größer geworden.« – »Webers Magda? Das kleine, rosige Geschöpf? Die meinen Sie doch? Nicht wahr?« – »Allerdings, Herr Doktor.« – »Und die – ah, sind Sie etwa diese Magda?« – »Freilich!« – »Nun, das ist mir eine große, große Freude! Erlauben Sie, dass ich mich zu Ihnen setze?«

Sie nickte nur; aber ihr ganzes, liebes Gesichtchen strahlte vor Freude über die Ehre, die ihr zuteil wurde. Er holte sein Glas, nahm ihr gegenüber Platz, ließ sein Auge voll und warm auf ihr ruhen und sagte:

»Ja, ja, das ist das Gesichtchen, und das sind auch die Augen, die es dem Jungen

angetan hatten. Aber sagen Sie einmal, damals fürchteten Sie sich wohl sehr vor mir?« – »Fürchten? Oh, nein, niemals«, lächelte sie. – »Aber, sooft ich Sie auch rief und lockte, Sie kamen doch nie zu mir heran.« – »Doch nicht aus Furcht.« – »Weshalb sonst?« – »Ihre Eltern waren so reich und die meinigen so arm.« – »Was tut das?« – »Sehr viel! Ihr Garten kam mir vor wie der Himmel. Ich hegte eine unendliche Ehrfurcht vor allem, was sich jenseits des Zauns befand. Und sodann war ich ein ganz kleines, dummes Ding und lief barfuß. Sie aber trugen eine bunte Mütze, waren als ein Ausbund von Gelehrsamkeit bekannt und ritten spazieren. Da durfte ich nur ganz scheu und verlegen durch den Zaun lugen.« – »Aber ich baute an diesem Zaun ein Nest und legte manchmal Kirschen hinein. Dann kam der scheue Vogel und – husch, fort waren sie! Und so war es auch mit den Beeren, den Birnen, Äpfeln und Nüssen. Ich habe im Stillen meine helle Freude an Ihnen gehabt, das können Sie mir glauben.« – »Und ich war gewaltig stolz darauf, dass Sie sich mit mir abgaben.« – »Leider dauerte das nicht lange. Ich ging zur Schule, und später starben die Eltern schnell hintereinander weg. Ich kam nur auf Augenblicke in die Heimat, und schließlich blieb ich ganz weg. Und Sie?« – »Mir starb die Mutter. Der Vater verunglückte –« – »Oh, weh! Wie denn?« – »Die Kreissäge verstümmelte ihm die Hand. Da war es natürlich aus mit dem Holzschnitzen. Er fing einen kleinen Obsthandel an.« – »Der ihn aber nur kümmerlich ernährt. Oh – ich vermute, Sie haben Langenstadt verlassen, um einen Dienst zu suchen?« – »Ich diene bereits.« – »Als was?« – »Als Kellnerin in einer hiesigen Weinstube.«

Seine Brauen zogen sich finster zusammen. Was ging ihn dieses fremde, arme, ungebildete Mädchen an? Und doch hatte er das Gefühl, als sei irgendeine Saite seines Innern misstönend angeschlagen worden.

»Dort sind Sie noch jetzt?« – »Nein.« – »Wo denn?« – »Ich fahre heute nach Rollenburg, wo ich einen neuen Dienst erhalten habe.«

Sofort erheiterte sich sein Gesicht wieder.

»Nach Rollenburg? Dahin will ich auch.« – »Wohnen Sie dort, Herr Doktor?« – »Noch nicht; aber ich habe einen Ruf dorthin erhalten, als Assistent einer Privatirrenanstalt.« – »Brrr!«, schüttelte sie sich. – »Das klingt nun freilich nicht sehr angenehm; aber zu fürchten brauchen Sie sich dennoch nicht vor mir. Ich selbst bin bei vollen Sinnen. Was für eine Stellung haben Sie denn gefunden?« – »Ich gehe zu einer Dame, welche Malerinnen in Pension hat.« – »Wie heißt sie?« – »Fräulein Melitta.« – »Dieser Name ist mir unbekannt, obwohl ich sonst auf diesem Felde sehr orientiert bin. Jedenfalls aber werden wir zusammen in einem Kupee sitzen.« – »Das wird wohl unmöglich sein, Herr Doktor.« – »Warum?« – »Sie fahren jedenfalls in einer anderen Klasse als ich.« – »Nein. Sie fahren in der meinigen. Haben Sie bereits ein Billett gelöst?« – »Noch nicht.« – »So bitte ich um die Erlaubnis, es lösen zu dürfen.« – »Auch das ist nicht möglich. Ich reise nämlich mit einem Herrn, der –« – »Mit einem Herrn?«, fiel er schnell ein. »Wie kommen Sie zu einer solchen Begleitung?«

Sie schien gar nicht zu ahnen, welcher Vorwurf eigentlich in seiner Frage lag. Sie blickte ihm frank und frei ins Auge und antwortete:



»Ich kann nicht anders. Er ist ein Verwandter meiner neuen Herrin und hat mich gemietet.« – »Ach so! Ist er jung?« – »Nein, alt.« – »Dann ist es allerdings – dort blickt einer zur Tür herein. Er scheint jemanden zu suchen.« – »Das ist er. Er winkt. Ich muss hin.«

Sie griff nach ihrer kleinen Lade. Da streckte ihr der Doktor die Hand entgegen und sagte:

»Unter diesen Verhältnissen darf ich Sie allerdings nicht zurückhalten. Hoffentlich sehen wir uns wenigstens in Rollenburg wieder. Oder wünschen Sie das nicht?«

Sie rang nach einer Antwort; dann klang es leise:

»Ich würde mich sehr freuen. Adieu, Herr Doktor!« – »Adieu, Magda!«

Sein Auge folgte ihr, bis sie hinter der Tür zum Wartezimmer dritter Klasse verschwunden war. Dort stand Uhland und empfing sie mit finsternen Blicken.

»Was taten Sie da drin?«

Sie sah ihn erstaunt an.

»Warum fragen Sie?« – »Sie gehören doch hier in diesen Saal.« – »Ich achtete nicht darauf und habe mich verlaufen. Auch konnte ich doch nicht wissen, in welcher Klasse Sie fahren.« – »Natürlich dritter!«

Dieser Ton verdross sie. Darum antwortete sie:

»Rentiers pflegen sonst aber nicht dritter Klasse zu fahren.«

Ah, diese kleine Fliege kann auch stechen!, dachte Uhland; aber er ließ seinen Ärger nicht merken; sie hätte sonst noch im letzten Augenblick auf den Gedanken kommen können, ihn zu verlassen.

»Ich würde zweiter Klasse fahren; aber wir bekommen noch Gesellschaft. Wer war übrigens der Herr, mit dem Sie da draußen sprachen?« – »Er ist aus meiner Heimat.« – »Was ist er?« – »Arzt.« – »Wo?« – »Er kommt nach Rollenburg.«

Uhlands Gesicht wurde von einem hämischen Lächeln entstellt, als er sagte:

»Nun, so werden Sie ihn wohl wiedertreffen. Jetzt will ich für die Billetts sorgen.«

Eben, als er diese brachte, läutete es zum ersten Mal. Sie betraten den Perron, um einzusteigen. Draußen stand der junge Arzt. Er beobachtete die beiden, bis sie eingestiegen waren. Dann schritt er, wie unter dem Einfluss eines plötzlichen Gedankens, auf das Kupee zu und zog den Hut.

»Verzeihung, mein Herr!«, sagte er. »Mein Name ist Doktor Zander.« – »Schön!«, antwortete Uhland, ohne seinen Namen zu nennen; wie es die Höflichkeit erfordert hätte. – »Sie fahren mit dieser Dame nach Rollenburg?« – »Ja.« – »Es ist dritter Klasse kalt. Erlauben Sie, dass ich ihr meinen Pelz zur Verfügung stelle?« – »Das ist nicht nötig. Es ist hier warm genug.« – »Die Dame trägt keine Winterkleidung!« – »Das geht Sie nichts an!«

Da trat der Arzt einen Schritt näher an das Kupee heran, blickte dem anderen erstaunt ins Gesicht und antwortete:

»Herr, was fällt Ihnen ein! Ihr Betragen ist geradezu flegelhaft! Ich stelle mich Ihnen vor, und Sie verschweigen mir Ihren Namen –« – »Ich mache mich nicht mit jedermann bekannt!« – »Auch gut! Ist mir übrigens ganz gleichgültig. Sie benehmen sich ganz so, als

ob Sie dieser Dame zu befehlen hätten –« – »Das ist auch der Fall!« – »Ich bestreite es!« – »Ich habe sie gemietet!« – »Aber nicht für sich, sondern für eine andere Person. Übrigens hat diese Mietangelegenheit nicht das Geringste mit der Reise zu schaffen. Die Dame kann nach Rollenburg fahren, wie und mit wem ihr beliebt. Ich kenne sie, ich will sie nicht frieren lassen, und wenn Sie den Pelz nicht im Kupee dulden wollen, so nehme ich einfach Fräulein Weber zu mir in das meinige!«

Er zog den Pelz aus, trat auf den Tritt und reichte ihr das warme Kleidungsstück.

»Hier, Magda, hüllen Sie sich hinein!«

Sie errötete, wies aber den Pelz nicht zurück. Der Doktor war gegangen, der sogenannte Rentier schwieg, um seine Beute nicht scheu zu machen. Sie aber lehnte in der Ecke und schloss die Augen. Eine unendliche Seligkeit durchzitterte sie. Es war ihr noch nie im Leben so gewesen, wie in diesem Augenblick.

Als Doktor Zander sein Kupee erreichte, fand er einen Herrn in demselben. Er grüßte höflich. Der andere dankte kaum. Deshalb nahm Zander nun auch von ihm keine Notiz. Er zog ein Zeitungsblatt hervor und begann zu lesen. Aber bereits auf der ersten Station wurde seine Aufmerksamkeit von der Lektüre abgelenkt.

Neben einem ziemlich abgelebten Herrn, der fast wie ein Geistlicher aussah, stand ein hübsches, junges Mädchen in einer Kleidung, die gar nicht geeignet war, vor der Kälte zu schützen. Aber nicht dies, sondern ein eigentümlicher Ausdruck ihres Gesichts war es, der das Auge des Arztes fesselte, nämlich der Ausdruck geistiger Stumpfheit.

Doktor Zander bemerkte nicht, dass auch sein Mitreisender mit gespanntem Auge die beiden Personen musterte, zugleich aber ihn selbst scharf beobachtete. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Zander glaubte, die beiden seien eingestiegen. Der andere warf einen Blick hinaus und sah den frommen Schuster auf dem Perron stehen. Mit einem befriedigten Lächeln zog er den Kopf zurück und wandte sich nach einer Pause des Schweigens an den Doktor.

»Entschuldigung, mein Herr!«, sagte er. »Ich sah, dass Sie Interesse an diesem Mädchen nahmen. War es Ihnen vielleicht bekannt?« – »Nein«, antwortete Zander kurz. – »So war es wohl nur psychologisches Interesse?« – »Allerdings.« – »Ich sah es Ihrem Blick an. Sie sind jedenfalls Arzt?« – »Doktor Zander!« – »Baron von Helfenstein!«

Die beiden verbeugten sich voreinander. Dabei ließ sich auf dem Gesicht des Arztes eine kleine Überraschung erkennen. Er sagte in höflicherem Ton als vorher:

»Dieser Name ist mir bekannt. Sie fahren vielleicht nach Rollenburg zu Herrn Doktor Mars?« – »Ja. Kennen Sie ihn?« – »Ich trete heute als Assistent bei ihm ein. Gelegentlich eines kürzlichen Besuchs machte ich mit ihm die Runde durch seine Anstalt und bekam dabei auch die Frau Baronin zu sehen. Ich bedaure dieses Unglück sehr, Herr Baron!«

Franz von Helfenstein verneigte sich und fragte dann:

»Was halten Sie von ihrem Zustand, Herr Doktor?« – »Ich kann diese Frage unmöglich schon jetzt beantworten. Es gehört ein tiefes Wissen und andauernde Beobachtung dazu, um den Zustand eines solchen Patienten beurteilen zu können. Auf beides aber kann ich in diesem Fall keinen Anspruch erheben. Vielleicht darf ich Ihnen später einmal zu

Diensten stehen!« – »Ich hoffe und wünsche es!«

Hiermit brach das Gespräch ab. Zander fühlte keine Sympathie für den Baron, und dieser hielt es nicht für geraten, sich jetzt mit einem untergeordneten Arzt der Anstalt, in der sich seine Frau befand, auszusprechen. Übrigens wollte ihm dieser junge Mediziner, der nicht einmal einen Pelz oder Überrock bei sich hatte, gar nicht imponieren.

Als der Zug in Rollenburg hielt, verabschiedete er sich daher mit einer kurzen Verbeugung und suchte eine Säule des Perrons auf, hinter die er sich stellte. Er sah zu seinem Erstaunen, dass Marie Bertram mit einem ihm unbekanntem Mann und einem bildhübschen Mädchen ausstieg, dem Doktor Zander einen Pelz abnahm, um sich nach einem fast freundschaftlichen Gruß zu entfernen.

Der Baron ließ den Fremden mit den beiden Mädchen an sich vorüber, ohne selbst bemerkt zu werden, und folgte ihnen vorsichtig. Sie stiegen in eine Droschke, und sofort nahm er eine zweite. Dem Kutscher gab er den Befehl, der ersten zu folgen. Diese hielt vor einem Haus, dessen sämtliche Fenster mit Tüllgardinen verhüllt waren. Die drei stiegen aus und traten ein.

»Wer wohnt in diesem Haus?«, fragte er den Kutscher.

Dieser lächelte höchst zweideutig und fragte:

»Wissen Sie das nicht?« – »Nein, sonst würde ich nicht fragen. Ich bin hier fremd.« –

»Dieses Haus ist berühmt oder vielmehr berüchtigt. Verstehen Sie mich, Herr?« – »Ja. Fahren Sie mich jetzt nach der Heilanstalt des Herrn Doktor Mars!«

## 4. Kapitel

Zander wurde sofort von dem Direktor empfangen. Später erschien auch der Baron.

Beide wurden zur Tafel gezogen. Während derselben kam die Unterhaltung auf die Verhältnisse der Stadt. Dies gab Zander Veranlassung zu der Frage:

»Haben Sie auch Maler hier, Herr Direktor?« – »Einen einzigen.« – »Und Malerinnen?« – »Ich kenne keine.« – »Es wurde mir von einer Malerin gesprochen, welche junge Damen als Schülerinnen in Pension bei sich hat.« – »Wie ist ihr Name?« – »Sie heißt – ah, wie schade! Den habe ich vergessen. Es war ein italienischer oder spanischer.« – »Vielleicht fällt er Ihnen noch ein. Ich wohne bereits über zwanzig Jahre hier und kann wohl behaupten, dass ich fast jedes Kind kenne, aber eine Malerin mit Pensionärinnen ist mir vollständig unbekannt. Ich vermute also, dass Ihnen falsch berichtet worden ist.«

Mit diesem Bescheid musste sich der junge Assistenzarzt vorläufig zufriedengeben, obgleich es ihm wunderlich vorkam, dass eine Malerin, die ein Pensionat leitete, in der verhältnismäßig nicht großen Stadt dem Direktor, welcher behauptete, alles zu kennen, unbekannt war.

Nach der Tafel führte Letzterer den Baron zu dessen Frau. Diese lag wie eine Leiche auf dem Ruhebett ihrer Zelle. Ihr Puls ging äußerst schwach, und ihr Atem war kaum zu bemerken. Das Gesicht war farblos und die Haut blutleer. Sie regte sich nicht und zuckte nicht einmal mit den Wimpern der geschlossenen Augen.

»Sie schläft«, sagte der Baron. – »Oh, nein, das ist kein Schlaf«, antwortete der Arzt. »Ihre Frau Gemahlin ist eine Kranke, wie ich noch keine gehabt habe.« – »Geben Sie Hoffnung?«



Die Baronin lag wie eine Leiche auf dem Ruhebett ihrer Zelle.